



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 208.

Mittwoch, 7. September

1927.

(7. Fortsetzung.)

Das grüne Monokel.

Roman von Guido Kreuzer.

(Nachdruck verboten.)

Der Unterstaatssekretär hatte sich seines Mantels und Hutes entledigt und nicht nur die Schreibtischlampe, sondern auch das Deckenlicht eingeschaltet. Denn vor allem musste er sich doch erst mal überzeugen, welch ein sonderbarer Geselle ihm da in den Weg geichnet war.

Doch der wartete irgendwelche Fragen gar nicht ab, sondern zog die Brieftasche, entnahm ihr einen Paß, klappte ihn auf, fügte noch eine gleichfalls mit seinem Photo und zahlreichen Stempeln versehene englische Ausweiskarte hinzu und reichte beides hinüber.

„Ich bin John Kerridge“ — sagte er lakonisch, als genüge das vollkommen.

Der alte Herr nahm Ausweiskarte und Paß, blätterte in ihm herum, verglich die Photos mit dem angeblichen Original und fand, daß dieser Mann, der hier vor ihm stand, mit seinem ungewöhnlich gutgearbeiteten Anzug, seinem hintenüber gelämmten Haar, der sehnens- und muskeldurchzogenen Verschlossenheit eines kantigen Gesichts und dem verrückten grünen Monokel aufs Haar den Bildern und Beschreibungen der Ausweise glich.

Schließlich legte er sie auf den Schreibtisch.

„Sie sagen: Sie sind John Kerridge“, versetzte er. „Wissen Sie: polizeiliche Angelegenheiten sind mir an sich wenig geläufig, und Kriminalromane lese ich schon gar nicht, was Sie mir ohne weiteres glauben werden. Soviel aber weiß ich doch: daß es einen sehr berühmten Detektiv gibt, der Ihren Namen trägt, gleichzeitig dem Londoner Polizeipräsidium Scotland Yard wie dem englischen Außenministerium, Foreign Office, attachiert ist und stets herangezogen wird, wenn es sich um die Aufklärung irgendwelcher politischer oder staatswirtschaftlicher Dinge handelt, die nicht ganz hasenrein zu sein scheinen. Dieser berühmte und mysteriöse John Kerridge also sind Sie? Ungemein interessant!“

„Das heißt: ich behaupte es wenigstens zu sein. Ob aber meine Angaben stimmen —“

„Wie?“ fragte der Unterstaatssekretär verblüfft.

Der Herr mit dem grünen Monokel gab phlegmatisch zu bedenken:

„Schließlich ist nichts auf der Welt leichter, als Dokumente und Stempel zu fälschen. That's it! Daher bin ich überzeugt: ehe Exzellenz mir überhaupt Gehör schenken, werden Sie sich pflichtgemäß erst davon überzeugen wollen, ob ich auch tatsächlich der bin, für den ich mich ausgebe. Ein telephonisches Dienstgespräch mit London beansprucht ja nur ein paar Minuten. Solange warte ich schon gern.“

„Ja natürlich“, sagte der alte Herr rasch und ein wenig schuldbewußt, denn daran hatte er eigentlich gar nicht gedacht.

Nun aber — während er sich in seinen Schreibtisch niedergelassen und der Besucher einen Stuhl genommen hatte — holte er das schleunigst nach und ließ sich vom Nachtelephonisten dringend dienstlich mit Scotland Yard verbinden.

Schon zwölf Minuten später meldete sich das Londoner Präsidium. Und nach kurzem hin und her und nach einigen Umschaltungen zu der betreffenden zuständigen Stelle erhielt er Auskunft.

Jawohl — Mister John Kerridge war vor einigen Tagen nach Berlin gefahren. Diesmal allerdings nicht in politischem Auftrage, sondern in rein privaten Angelegenheiten. Er wohnte im Regent-Hotel. Er sah so und so aus. Die Stempelfarbe seiner Ausweiskarte war blau anstatt des sonst üblichen Schwarz und durfte nur für Diplomaten- und Kurierpässe Verwendung finden.

Sonst noch irgendwelche Auskünfte gewünscht? Keine mehr? Auch diensttelegraphische Bestätigung nicht erforderlich? Also dann — Schluß.

„Es stimmt!“ ... konstatierte der Unterstaatssekretär und reichte dem Engländer, der faltblütig gewartet hatte, die Legitimation zurück. „Hier bitte. Nun können wir zur Sache kommen. Ich freue mich, Mister Kerridge, Sie persönlich kennengelernt zu haben. Allerdings — wenn alle berühmten Detektive so schlecht Auto fahren . . .“

„Wieso schlecht?“ ... fragte der lange Laban gleichmäßig und barg die Papiere wieder in der Brieftasche. „Ihren Wagen habe ich doch natürlich absichtlich gerammt.“

„Absicht.“

„Surely! Und bisde mir auf meine Sicherheit sogar etwas ein. Denn von Anbeginn war mein Vorfall, nur den Kotflügel Ihrer Limousine mit der Schutzstange meines Chrysler zu treffen. Das mußte meiner Berechnung nach genügen.“

„Wozu denn genügen?“

„Daher Chauffeur anhielt und Exzellenz ausstiegen, um sich nach einer anderen Beförderungsmöglichkeit umzusehen. Über den Rest meines Programms machte ich mir weiter keine Sorge.“

„Über welchen Rest?“

„Well: daß ich umständliche Formalitäten und Instanzenwege bis zu einem dienstlich-offiziellen Empfang vermeid und statt dessen sofort auf der Straße Gelegenheit fand, mit Exzellenz ein paar Worte zu sprechen und noch heute nacht eine Unterredung in diesem Zimmer zu erreichen.“

„Also handelten Sie nach vorher genau festgelegtem Plane?“

„Das tue ich immer.“

„Fabelhaft!“

„Was wundert Ew. Exzellenz eigentlich?“

„Na, wissen Sie, Mister Kerridge — nach landläufigen Begriffen und normalem Menschenverstande habe ich wohl Ursache, über nicht weniger als alles erstaunt zu sein. Denn schon, daß Sie Kopf und Kragen und die Möglichkeit einer Autolatastrophe riskierten; nur um noch heute nacht eine Unterredung mit mir zu erzwingen — schon das ist die originellste Spielart abgekürzter Verfahren, die mir bisher vorgekommen.“

„Time is money!“ begründete der Detektiv lakonisch und spielte mit einem schmalen goldenen Armband, das er am linken Handgelenk trug . . . „Unsere Unterhaltung etwa bis morgen früh aufzuschieben, wäre noch viel risikanter gewesen als mein Autobluff vorhin. Denn diese Verzögerung hätte sicher ein Menschenleben gekostet. Wozu solch unnötiges Opfer?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

John Kerridge lächelte zäh:

„I beg your pardon, aber Exzellenz wissen natürlich, daß ich damit den Botschaftsrat von Traß meine.“

Da gab der Unterstaatssekretär seine bisherige Taktik als aussichtslos auf. Es fiel ihm nicht ganz leicht. Dazu war er nach Veranlagung und den Erfahrungen einer langen, erfolgreichen Laufbahn an sich zu reserviert und zugeknöpft. Über der unerschütterlichen Ruhe dieses Engländer gegenüber versagte das. Außerdem — sein elastischer Geist fand sich schnell selbst mit solch ungewöhnlicher Situation ab, wie sie hier vorlag.

Er saß — die Ellenbogen auf der Schreibtischplatte, die Hände ineinander verslochten, und fixierte scharf seinen Gast, dessen ediges Profil er halb abzufangen vermoderte.

„Sie erwähnten da“ — tastete er — „jetzt schon zum zweiten Male den Namen des Botschaftsrates von Traß und vorhin am Auto überdies gewisse Alten. Das taten Sie, weil Sie genau abschätzen konnten, Mister Kerridge, daß ich Ihnen sonst niemals diese Unterredung gewährt hätte. Nun bin ich bereit dazu. Doch erst, nachdem ich genau übersehen kann, wie weit in diesem Falle Ihr Wissen reicht.“

„Weiter als das Ihrige, Exzellenz“, versetzte John Kerridge mit erfrischender Klarheit, und jetzt endlich ließ er sein Armband in Ruhe und hob den Kopf.

Unwillkürlich mußte der alte Herr lächeln.

„Ohne Ihnen zu nahe zu treten, glaube ich immerhin, daß Sie zum Oberzeremonienmeister verdorben wären. Doch zumindest läßt die Art Ihrer Antworten keinerlei Missverständnisse aufkommen, was ich an sich durchaus begrüße. Nun bitte — ich bin gespannt.“

Der Detektiv schlug die Beine übereinander und lehnte sich zwanglos in seinen Stuhl zurück. Viel Subalternitätsgeist schien er mit der Muttermilch nicht eingesogen zu haben.

„Worauf gespannt?“ fragte Kerridge nachlässig und sprach im übrigen ein fehlerloses Deutsch, in dem der angelsächsische Anklang kaum störte. „Was ich hier als Beglaubigung meiner Vertrautheit mit der Maternie an Tatsachen anführen kann, ist Ew. Exzellenz ohnedies bekannt.“

Gestern nachmittag wurde dem Botschaftsrat von Traß, der sich auf einer Dienstreise nach Süddeutschland befand, aus seinem Schreibtisch ein Altenstück gestohlen. Er hatte es während der letzten beiden Wochen bearbeitet. Es handelt einen Wirtschaftsvertrag, den Deutschland mit der georgischen Republik vorbereitet. Zwei Stunden, nachdem der Diebstahl erfolgt war, verließ Fräulein Borelli, die Braut des Herrn von Traß, mit dem Blüssinger Juge Berlin. Ein junger Gentleman hatte sie an die Bahn begleitet. Heute vormittag kehrte Herr von Traß nach Berlin zurück, hielt sich nur eine Stunde in seiner Wohnung auf, wo er den Verlust des Altenstückes entdeckte, verlor den Kopf, blieb seinem Dienst fern, verbrachte die Stunden von elf Uhr vormittags bis acht Uhr abends nacheinander in Potsdam, Wannsee, Neubabelsberg, dem Stadion, dem Funkturm-Restaurant und der Königin-Bar am Kurfürstendamm. Dann fuhr er in den „Reichsklub“.

„Tatsächlich — alles trifft zu!“

„Es trifft auch zu, daß Exzellenz dort im „Reichsklub“ während der letzten halben Stunde mit Herrn von Traß eine Unterredung hatten, die aber ergebnislos verlief. Denn der Botschaftsrat verweigerte jede Auskunft und blieb auch dem gütlichen Zureden Ew. Exzellenz unzugänglich. Es steht zu befürchten . . .“

„Halt!“ . . . unterbrach der alte Herr überwältigt . . . „Es steht zu befürchten, daß ich den Verstand verliere, wenn Sie mir nicht sofort erklären, woher Sie eine so unheimlich genaue Kenntnis all dieser Vorgänge besitzen, die — ich mache gar keinen Ableugnungsversuch — Wort für Wort zutreffen.“

„Ich behaupte niemals unzutreffende Dinge.“

„Die Erklärung, Mister Kerridge!“ — So erregt und betroffen war der Unterstaatssekretär, daß in das welche Faltengewirr seiner Wangen sogar leise Röte stieg. — „Die Erklärung aus welchen Quellen Ihnen all dies Wissen kommt?“

Der Engländer zeigte die blinkende Weise seines Gebisses: „Ich schaue den Verstand Ew. Exzellenz als so widerstandsfähig ein, daß die Gefahr eines Verlustes bestimmt nicht besteht.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie über die Herkunft Ihrer Vertrautheit mit diesen Dingen schweigen werden?“

„That's it! Genau das wollte ich damit sagen.“ Sein Gegenüber reckte die kümmerliche kleine Gestalt herzengrade auf.

„Das geht nicht!“ — verwahrte er sich entschieden — „Das ist ein undisputabler Standpunkt, Mister Kerridge! Bitte, versetzen Sie sich in meine Lage: Es handelt sich da um ein Altenstück, dessen Existenz und Bedeutung nur ganz wenigen ausgewählten Vertrauten bekannt war. Dieses Altenstück verschwindet spurlos. Und als ich eben im Begriff bin, die erforderlichen Maßnahmen zu treffen — da erzwingt sich ein mir bis dahin völlig Fremder auf gänzlich ungewöhnliche Weise eine nächtliche improvisierte Unterredung in meinem Dienstzimmer und spricht zu mir von dem Vorfall und allem, was damit zusammenhängt, mit einer Selbstverständlichkeit, als gäbe es nichts Einfacheres auf der Welt. Worin finde ich dafür eine Erklärung?“

„In der Tatsache, daß ich John Kerridge bin.“

„Ja. Schon. Natürlich. Ich gebe ohne weiteres zu, daß Sie mir imponieren. Sie sind John Kerridge, sagen Sie ganz einfach. Was das bedeutet, weiß ich von jetzt an. In meinem langen Leben habe ich nur ganz wenige Menschen kennengelernt, deren wirkliche Leistungen auch dem Klang entsprachen, den ihr Name aus irgendwelchem Grunde befaßt. Zu diesen wenigen gehören fortan auch Sie.“

„Thanks!“

„Doch damit darf es nicht abgetan sein. Sie müssen einsehen, daß ich mich nach Pflicht und Gewissen ganz einfach nicht damit begnügen darf und nötigenfalls unsere Unterredung sogar aus ihrem bisher privaten Rahmen herausheben müßte, weil das Interesse des Deutschen Reiches auf dem Spiele steht. Es bliebe nur zu erwägen, welche Mittel mir dann zur Verfügung ständen, um von Ihnen volle Klarheit über die Quellen Ihres Wissens zu erhalten.“

„Keine, Exzellenz. Da ich als Mitglied von Scotland Yard und Foreign Office in jedem nichtenglischen Lande immer exterritorial bin.“ (Fortsetzung folgt.)

Soorte.

Skizze von Margarete Böhme.

In meiner Heimat, an der Westküste Schleswigs, gediehen vormals die „Originale“ und Sonderlinge wie die Pilze auf feuchten Wiesen. Vielleicht, daß auch heute noch hier und da in einem abgelegenen Marsch-, Moor- oder Heidedorf einer ein abseitiges Leben führt. Aber die wunderlichen Menschlein mit ausgeprägter Eigenart sind selten geworden. Unsere neue, nivellierende Zeit des Sports, der Rekordleistungen, der Technik ist wie der Blitz über herbstliches Ackerland über alles, was vordem knorrig und eigenwillig sich vom allgemein Gültigen und Geltenden absonderete, hinweg gegangen.

In meiner Kinderszeit kannte ich noch manchen der alten, vom Sturm schief gezausten menschlichen Eichen persönlich. Nichts bereitete mir mehr Genuß, als zuzuhören, wenn Eltern, Nachbarn und Freunde von diesem und jenem Sonderling vergangener Zeiten erzählten. Instinktiv empfand ich, daß diese drolligen Käuze, deren Worte und Handlungen sich über ihr Grab erhalten hatten, vor vielen anderen beselten Lebewesen ein eigenes Stück Menschthum voraus hatten.

Bon den vielen Aneddoten, die sich um den vor meiner Zeit in Husum praktizierenden Arzt Doktor Soorte rankten, will ich eine wiedergeben.

Der alte Soorte war allgemein geachtet und beliebt und erfreute sich der größten Praxis, obgleich das Repertoire seiner Verordnungen eigentlich nur vier Nummern umfaßte: Rizinusöl, Fleibertee, Lebertran und — 'n Stieven, auf Hochdeutsch: ein Glas steifen Grog, bestehend aus etwas Zucker, wenig Wasser und viel, viel — Geist. Wahrscheinlich litt der gute Herr Doktor selber an einer geheimen Krankheit, die die reichliche Zufuhr des letztgenannten Medikamentes erforderlich mache. Lieblose Zeitgenossen nannten

ihn einen Quartalsjäger. Wohlwollendere stellten fest, daß der Alte, auch im Zustand erhöhter „Heitigkeit“, immer bei Besinnung blieb und richtige Diagnosen stellte.

Also da war der Arbeiter Hans Reependahl, der als Fresser eine Art Berühmtheit genoss. Mutter erzählte, daß es geradezu katastrohal gewesen sei, Hans als Mäher zu bestötigen. Wenn er einen fünftägigen Mehlbeutel samt einem gleichgewichtigen Stück Speck und einem Melkheimer voll Kartoffeln vertilgt hatte, klagte er zwei Stunden nach über „Flauigkeit im Magen“ und daß ihn „so 'ne leichte Kost“ nicht bei Kraft erhalte. — Eines Osterabends sah Hans allein vor dem Abendbrottisch, auf dem seine Frau eine Schüssel mit Eiern — vierzig an der Zahl! — für die Familie bereit gestellt hatte. Aus Langeweile griff er in die Schüssel und — gans in Gedanken — verschwand ein Ei nach dem andern hinter dem Gehege seiner großen gelben Zähne, bis die Schüssel leer war.

Sein abgrundiger Magen hatte sich fünfzig Jahre hindurch viel bieten lassen, aber was zu viel ist, ist zu viel. Vierzig harte Eier. Der Gemühandelte mußte wütend auf. Hans wand sich in Magenträumen, konnte nicht leben und nicht sterben und brüllte wie ein geflochtes Tier vor Schmerzen. In ihrer Angst rannte die Frau um Mitternacht zu Soorte.

Der Doktor hielt gerade eine schwere Sitzung ab. Täumelte beim Aufstehen ein bisschen. Warf einen Blick auf den wimmernden Kranken und sprach gelassen das große Wort: „Grog“. „Sös Stieve, ohne Zuder. En halv Buddel Rum to Füer; hitt supen laten. Hett nix to bedüden.“ („Sechs Steife, ohne Zuder. Eine halbe Flasche Rum ans Feuer. Heiß laufen lassen. Hat nichts zu bedeuten.“)

Torete ab.

Betroffen sahen die Angehörigen einander an. Klar: der Doktor war blau und wußte nicht, was er sagte. Man konnte doch einem Totkranken keinen Rum geben! Eines der Kinder rannte zu einem anderen Arzt. Der kam auch gleich, schrieb ein lateinisches Rezept und empfahl sich.

Raum hatte man Hans das in Wasser gelöste, weiße Magenpulver eingetrichert, häumte sich der schwere Körper des Kranken hoch auf und sank mit einem Seufzer zusammen.

Hans Reependahl war zum himmlischen Ostermahl eingegangen.

Früh um sieben erschien Doktor Soorte ausgeruht und vergnügt im Sterbehause. Verfärbte sich ein wenig bei der Todesnachricht. Grimmt die Witwe an: Hatte man seine Anordnung befolgt? Wohl nicht?

Etwas verlegen kam die Antwort. Man habe sich nicht getraut, da Herr Doktor nicht gern nüchtern gewesen.

Soorte schrie nach zwei harten Eiern, heiklem Rum und dem Pulver des Kollegen, sowie zwei Gläsern. Wenn der alte Soorte diesen Ton anstlug, war nicht gut mit ihm Ritschen essen. Eilig brachte die Frau das Verlangte.

Doktor Soorte tat je ein Ei in die Gläser. Begoss das eine mit heiklem Rum, das andere mit Magenmedizin. Stellte sich alsdann an das Fenster und trommelte den Dössauer-Marsch an die Scheiben.

Eine halbe Stunde verging, ehe sich Soorte umdrehte.

Siehe da: Steinhart und rund lag das Ei unter der weißen Pulverlösung. Das zweite Ei hatte sich im Rum aufgelöst und stand als gelblich flockiger Schaum im Glase.

Der Arzt saigte auf die beiden Gläser mit ihrem verschiedenen Inhalt: Lieder ohne Worte.

Ob es die Hammelköpfe nun lavierten, daß Rum in diesem Fall die einzige mögliche Hilfe bedeutet hatte!

Er brummte etwas, das beim besten Willen nicht als Intelligenzanscheinung zu deuten war, nahm seinen Stock und stäufte nach der nächsten Wirtschaft, um seinen Ärger mit seiner Universalmedizin hinabzuspülen.

Die Sache sprach sich herum und slocbt ein neues Ruhmesblatt in den Legendentrans um das greise Haupt des wunderlichen, aber erstaureichen Doktors. Man erzählte sich die Geschichte noch heute an der Waterfont — zur Ehrenrettung eines guten Trunkes, sobald moderne Mäßigkeitssapostel den trunkfesten Friesen den Segen der Abstinenz predigen.

Der Kammerdiener des Königs.

(Eine heitere Skizze.)

Bon Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Als er zu Bett gegangen und die Gesellschaft der aufwartenden Kavaliere entlassen war, fragte König Franz I. seinen Kammerdiener Louis Brabant: „Nun, Louis, du bist ja traurig. Was ist mit dir?“

„Herr, Ihr werdet lachen, es ist um ein Mädchen.“

„Du kannst doch so viele haben, wie du willst — hübscher Bursch, des Königs Kammerdiener.“

„Viele, aber die eine nicht. Die Eltern sind Kaufleute und wollen einen reichen Geschäftsmann für ihr Kind.“

„Du bist doch nicht auf den Kopf gefallen. Streng dich an, Louis — ein guter Scherz erobert die Braut.“

„Das ist's, Herr! Ihr bringt mich auf den rechten Weg.“

Schon lachte Louis Brabant, und sein Lachen klang aus den Falten des Himmelbetts und aus der Stubenecke weit oben, so daß der König mitlachte und meinte: „Du wirst's schon machen, Spätzogel.“

Dann drehte er sich um und Louis verließ das Gemach, nachdem er vorsichtig die Kerzen gelöscht.

Des Königs Kammerdiener schlenderte noch durch die Stadt Paris und kam am Hause des Bankiers Saint-Gille vorüber. Er sah Licht im Hause und vermutete den Geizhals über seinen Büchern. Da blieb ihm ein Gedanke durch den Kopf: bei dem wollte er seine Kunst versuchen und ein Probestückchen machen, ehe er das Bräutchen von seinen Eltern erlitten würde.

Er klopfte lautdröhnend an die Haustür mit dem bronzenen, schön geschnittenen Griff, klopfte noch einmal und noch einmal, aber es dauerte lange, bis der Alte die Treppe herunterkam, durch ein Fensterchen auf die Straße schwäte und nach dem Begehr des späten Besuches fragte.

Der Kammerdiener des Königs, Herr Saint-Gille, mit wichtiger Botschaft.“

Saint-Gille erhob die Leuchte, erkannte den Mann und öffnete: „So spät, Herr Brabant“, sagte er. „Kommt herein. Was wollt Ihr?“

„Geld“, lautete die kurze Antwort.

„Das wollen alle von mir. Wozu? Warum? Wie viel?“

Sie waren im Zimmer des ersten Stocks angekommen, als Brabant erwiderte: „Dreitausend Livres für den Krieg gegen die Türken.“

„Macht keine Witte! Türkenkrieg? Kein Mensch spricht davon.“

„Ihr seid auch der erste, der davon erfährt. Ihr gebt für die Vorbereitung dreitausend Livres und könnt mit der Nachricht zehntausend verdienen. Das Geschäft bringt ich Euch.“

„Ihr liegt und wollt das Geld vertun, um das Ihr mich getötet habt.“

„Bei allen Heiligen“, begann Louis zu schwören — da setzte er plötzlich ab, ein Selbstames geschah und Herr Gille, dessen Frömmigkeit in starkem Überglauen ausließ, zitterte an allen Gliedern.

„Bei Eurem Seelenheil!“ klapperte eine Stimme laut und drohend von der Decke des Zimmers. „Helft die Ungläubigen zu bekämpfen. Ihr macht viele Sünden gut, gebt Ihr das Geld.“

Louis stand mit niedergeschlagenen Augen vor dem Erschrockenen. „Macht, was Ihr wollt“, sagte er einfach und wendete sich zum Gehen.

Doch Herr Saint-Gille griff in seine Kasse, entnahm ihr mit unruhigen Händen das Geld und drängte es dem Kammerdiener auf: „Nehmt, nehmt!“

Der ließ es sich nicht zweimal sagen, zählte die Summe, stellte sie ein und empfahl sich.

Als Brabant das Haus verlassen hatte, wankte der Bankier wieder hinauf, sank ermattet auf seinen Sessel und stöhnte: „Der Schrecken! Aber eine gute Tat — und ein gutes Geschäft.“

Am anderen Vormittag erschien des Königs Kammerdiener sein angetan im Hause des Kaufmanns Lecadieu und ließ sich von seiner Angebeteten, der süßen, kleinen Margot, ins Empfangszimmer führen. Margot hatte ein verweintes Gesichtchen und flüterte: „Louis, die Eltern geben nicht nach, ich muß den Wirt an der Ecke heitaten, den dienen, reichen Witwer!“

„Keine Angst! Heute geben sie nach“, meinte er ebenso leise und drückte im Dunkel der Treppe dem Mädchen einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

Dann wartete er oben im Zimmer, bis Herr und Frau Lecadieu stell und mit wichtigen Menschen ins Zimmer traten. Zierlich gesetzt, wie es der Zeitgeschmack erforderte, stellte Louis Brabant seinen Antrag bei Margots Eltern und fügte mit offensichtlichem Stolz, wenn auch ein wenig verlegen hinzu, daß er der Gnade des Königs dreitausend Livres verdanke.

Madame Lecadieu zerdrückte wohl ein Tränchen und stieß Herrn Lecadieu wie unabstößlich an, er könne vielleicht doch — aber der Kaufmann blieb in seiner Absage stet. Er wollte nun einmal nichts von leichtsinnigen Leuten wissen, von denen der Hof nur so wimmelt.

Leise war Margot wieder ins Zimmer geschlichen und drückte sich hinter die breiten Rüde der Mutter. „Wein Bater!“ lehnte sie von dort mit erhobenen Händen.

„Schweig!“ donnerte der Haustyrann. — Da — ein Wunder, die Frauen betrauten sich. Aus der Ecke des Zimmers, wo das Bild der Madonna hing, tönte eine zarte

Stimme: „Decadieu, gehe in dich. Hast du dein Weib glücklich gemacht? Willst du deine Tochter auch unglücklich machen? Nur aus gemeinem Geiz? Gib sie dem braven Mann.“

Decadieu starnte in die Ecke. Er wußte nicht, wie ihm es schah.

„Um deiner Seligkeit willen, Decadieu“, schrie die Mutter, „gib nach!“

Und Decadieu gab voller Angst seine Einwilligung, wie in der Nacht Herr Saint-Gille das Geld gegeben hatte. Die kleine Margot war glücklich und kniete nieder vor dem wundertägigen Bild.

*

Als der König am Abend wieder zu Bett gegangen war, lachte Louis Brabant vor Vergnügen und konnte seine Freude nicht an sich halten. „So lustig, Louis?“ — „Ja, Herr, Euer Rat hat mir geholfen. Euch verdanke ich mein Glück, denn Ihr habt mir zu einem guten Gedanken verholfen.“

Dann erzählte er, was geschehen war.

„Einstmal“, sagte ihm der König darauf, „hast du deine Kunst, aus dem Bauche zu sprechen, schlecht angewendet, und das verdient Strafe, das zweitemal auf, und das verdient Lohn. Zur Strafe trägst du Herrn Gille die dreitausend Livres wieder ins Haus und begleitest mich in den Türkenkrieg, denn du hast recht aufgeschappt, er bricht wirklich aus. Zum Lohn für deine Brautwerbung, die mich weidlich lachen macht, schenk ich dir dreitausend Livres. Auf die hin kannst du heiraten, wenn der Feldzug vorüber ist.“ Und so geschah's.

Die Worte von der Rose und vom Gras.

Von Max Havel.

1.

Das Gras sah neidvoll zur Rose hinauf, zu deren Füßen es wachsen mußte.

„Warum ist sie eine Rose, wo wir doch nur Gras sind!“ riefen die Halme einander zu. „Es soll keine Rose sein! Kein Gewächs soll sich über das andere erheben dürfen, denn wir sind alle nur Gewächse!“

2.

Die Rose glänzte im Lichte und trank die süße Wärme des Himmels, der sie liebte und ihre Schönheit wollte. Die dunklen Blätter des Strauches leuchteten grün um die Purpurblüte, und der seine Stamm stand, mit Bast umwunden, an der weißen Zierstange, die ihn schützte. Manchmal taumelte ein Falter durch die sonnenföhne Sphäre und sog den Nektar aus dem duftenden Becher der Rose, um dann herauscht weiter zu gaukeln.

„Sie lebt dort oben in feilicher Wonne“, riefen die neidvollen Halme durcheinander, „uns tritt des Menschen Fuß! Aber wenn wir auch nicht hinaufreichen zu ihr, so können wir doch ein anderes tun: wir können sie an der Wurzel fassen und töten!“

3.

Und die Grashalme, die zu Füßen der Rose wachsen mußten, begannen die Kräfte des Bodens in sich zu saugen. Sie nahmen der Wurzel der Rose die Nahrung, die sie brauchte, und dachten nur an sich und an ihre Lösung: „Es soll keine Rose sein! Wir wollen es so! Wir, das Gras, wir, die vielen!“

4.

Die Purpurblüte der Rose wurde fahl, die grünleuchtenden Blätter der Rose blichen, Trauer lag über dem zauberischen Gewächs, das sich welken fühlte.

Die Wurzel der Rose hungrte.

Das Gras aber jubilierte in viestimmigem Chor: „Nun muß sie sterben! Seht nur, wie ihre Schönheit schwundet! Wir siegen! Es ist nur die Frage einer kurzen Zeit!“

5.

Der Gärtner kam in den Garten des Besitzers der Rose und sah die sterbende Blume.

„Das Gras muß fort!“ sagte er, „es nimmt der Rose das Recht, zu leben! Eine Rose darf im Umkreis der Wurzel keine Gewächse haben, die den Boden ausaugen! Eine Rose braucht Raum und Fülle des Erdreichs! Wollen Sie die Rose oder das Gras opfern?“

„Gras ist viel da“, antwortete der Gärtner, „aber Rosen, wie diese, sind wenige!“

Darauf riss der Gärtner das Gras aus dem Umkreis der

Rosenwurzel, dilngte den Boden, gab ihn ein und versprach ein neues Wachstum.

6.

Die Rose erholt sich und trieb eine leuchtende Blüte. Die Blätter gewannen aufs neue den grünen, dunllen Glanz, den sie zuvor gehabt hatten, und die süße Wärme des Lichtes umhauchte den Strauch und liebkoste ihn. Falter taumelten wieder heran, herauscht vom holden Duft der Blume.

Der Besitzer der Rose stand sinnend vor ihr und verehrte das unergründliche Wunder ihrer Schönheit. Ihm offenbarte sich da ein göttliches Gesetz, das anbetungswürdig war.

7.

Die Rose sprach zum Gras, das zu ihren Füßen wachsen mußte: „Ich liebe dich, du schlichtes Gras, das Gott zur Demut und zum Dienste schuf! Du bist zahlreich und nützlich, und nichts gleicht dir, wie du die weite Erde bedeckst! Reide mir meine Schönheit nicht, sondern freue dich an ihr! Denn auch zu deiner Freude wurde ich geschaffen! Und könnte ich mich niederneigen, ohne aufzuhören, zu sein, was ich bin — wie gerne wollte ich's! So kann ich dich nur mit meinem Duft beschulen, mit der Besonderheit meines Bildes!“

8.

„Sie hat mich überzeugt!“ rief ein Grashalm bestreift, denn er liebte die Schönheit über alles. „Ja, wir wollen ohne Reid sein und zu ihrem reinen Bilde verehrend empor schauen!“

Viele Halme nickten ihm Zustimmung.

Aber andere schwiegen in Mißgunst. Denn sie waren nun ohne Macht über die Rose.

Kreuzwort-Rätsel

	1	2				
3	4	5			6	7
		8				
9	10				11	12
13		14		15	16	
17		18		19	20	21
22	23			24		
25		26	27	28		29
30		31	32		33	
		34		35		
36						
				37		

Wagerecht: 3. Speiseart. 8. Spiel. 9. Weiblicher Name. 11. Teil des Monats. 13. Orientalische Gottheit. 14. Verein. 16. Ausruf. 17. Mädchennname. 19. Waschmittel. 22. Waffe. 24. Opernkomponist. 25. Italienische Note. 26. Gute Charaktereigenschaft. 22. Präposition mit Artikel. 30. Fluß in Thüringen. 32. Fürwort. 33. Nordische Gottheit. 34. Stadt in Afrika. 36. Pflanze. 37. Ausruf. — Senkrecht: 1. Wüstentier. 2. Gruß. 3. Männername. 4. Mädchennname. 5. Insel bei Kleinasi. 6. Gewicht. 7. Synthese für Stellung. 8. Hinweis. 10. Drahstürze. 12. Orientalische Gottheit. 14. Münze. 15. Farbe. 17. Abgekürzt „außer Dienst“. 18. Trans. Artikel. 20. Schmerzenslaut. 21. Fürwort. 23. Männerlicher Name. 27. Niederschlag. 28. Heiderlanze. 31. Monat. 33. Pavagelart. 35. Fürwort.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 262: Wagerecht: 3. Gabel. 5. Komma. 7. Urt. 9. Gulden. 10. Etagen. 11. Was. 13. Noah. 16. Eße. 18. Erich. 20. Frau. 22. Etui. 25. Ana. 27. Eremit. 28. Falter. 29. Elf. 30. Eridam. 31. Eleve. — Senkrecht: 1. Obadia. 2. Emmaus. 3. Gruen. 4. Luna. 5. Kies. 6. Adele. 8. Maus. 12. Asten. 14. Ohr. 15. Heu. 16. Ehe. 17. Sau. 19. Jen. 20. Terse. 21. Armida. 23. Teller. 24. Irene. 25. Atem. 26. Uffe.